

MATT SHAW

Bitte
NICHT
lesen!

Aus dem Englischen von Heiner Eden

FESTA

Die englische Originalausgabe *Don't Read*
erschien 2015.

Copyright © 2015 by Matt Shaw

1. Auflage Januar 2022

Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Festa Verlag, Leipzig

Lektorat: Tammo Hobein

Titelbild unter Verwendung eines Motivs
von Adobe Stock/DrObjektiff

Alle Rechte vorbehalten



Die Hintertür des Straßencafés schwang auf und schlug hart gegen die Ziegelwand des durchgehend geöffneten Lokals, als Hayley mit zwei schwarzen und zum Bersten gefüllten Müllsäcken ins Freie wankte. Sie taumelte ziel-sicher über den fast leeren Parkplatz hinüber zu dem riesigen Müllcontainer aus Metall, der in der äußersten Ecke stand. Vom überraschend schweren Gewicht des Abfalls – eine Mischung aus Essensresten und gebrauchten Ser-vietten – taten ihr bereits die Arme weh. Sie hasste es, den Müll rauszutragen, nicht nur weil der Parkplatz ihr so spät am Abend nicht ganz geheuer war, sondern auch weil der Müllcontainer zum Himmel stank und ihr jedes Mal einen Brechreiz bescherte, sogar an Tagen, wenn er nur ein paar Stunden zuvor geleert worden war. Und es gab noch einen Grund: Immer war sie es, die den Müll rausbringen musste. Zwei Kellnerinnen arbeiteten wäh-rend der Nachtschicht, zusammen mit dem Schichtleiter und dem Typen in der Küche, der die bestellten Speisen zubereitete – und trotzdem war es immer ihre Aufgabe.

»Hayley, die Mülleimer müssten mal wieder geleert werden«, sagte der Schichtleiter immer. Er war ein klei-ner, arroganter Schnösel namens Stephen und ein egois-tischer Idiot, der sich mit einem laschen Händedruck

vorstellte, bevor er die unbeeindruckte Person auf der anderen Seite wissen ließ, dass sein Name mit *ph* und nicht mit *v* geschrieben wurde. »Hi, ich bin Stephen – mit *ph* ...«, sagte er immer mit einem falschen Lächeln. »Schön, Sie kennenzulernen, mein Freund.« Ständig nannte er die Leute, die er gerade erst kennengelernt hatte, »mein Freund«. Hayley hasste ihn. Eigentlich waren ihr solch starke Gefühle fremd, aber alles an ihm – von seinem üblen Mundgeruch bis zu seinen glatt gegelten Haaren, die er, da war sie sich sicher, mit dem Fett aus der Fritteuse nach hinten kämmte – ekelte sie an. Hauptsächlich weil er sie nicht in Ruhe ließ. Wenn sie aufs Klo ging, stand er vor der Tür und wartete, dass sie wieder herauskam, um ihr mit einem Lächeln im Gesicht immer dieselbe Leier unter die Nase zu reiben: »Du hast doch nicht etwa vergessen, dir die Hände zu waschen, oder?« Wenn sie nach draußen ging, um sich eine Zigarette zu gönnen, folgte er ihr, obwohl er gar nicht rauchte. »Brauche nur ein bisschen frische Luft«, war seine lahme Ausrede. Und dann war da noch das eine Mal, wo er sie nach einem Date gefragt hatte: »Na, was sagst du?« Ihr Nein musste der Grund dafür sein, dass sie sich in jeder Schicht mit dem Müll herumärgern durfte. Es gab keine andere Erklärung, warum es immer sie war, die mitten in der Nacht den einsamen Gang über den Parkplatz antreten musste. Eine Frage kam ihr immer wieder in den Sinn: Was, wenn ich Ja zu seinen unerwünschten Annäherungsversuchen gesagt hätte?

Im Café lehnte sich Sara, Hayleys Freundin, über den Tresen und blätterte in einer Zeitung vom Vortag,

die einer der Gäste früher am Abend liegen gelassen hatte. Sie verstand nicht, warum die Leute es als notwendig erachteten, sich Zeitungen zu kaufen. Jeden Tag war es doch immer dasselbe: eine deprimierende Story auf dem Titelblatt, die meistens auf der zweiten Seite ihre Fortsetzung fand, die Titten eines digital retuschierten Models auf Seite drei, gefolgt von weiteren deprimierenden Storys und den Fernsehseiten, die trotz der vielen verfügbaren Kanäle kaum gute Unterhaltung versprachen. Die einzige amüsante Abwechslung zu den trostlosen Nachrichten waren das völlig überzogene Horoskop ganz hinten und ein paar Cartoons. Einer davon handelte von einer sprechenden Katze, ein anderer von einem Wikinger und ein dritter von Fußball, was auch etwas war, dessen Faszination sich ihr nicht erschließen wollte.

Die Tür zu den Toiletten in der Ecke des Cafés öffnete sich. Stephen kam heraus und schüttelte seine Hände trocken, die er gerade gewaschen hatte.

»Wo ist Hayley?«

Sara zuckte die Schultern. »Hab sie nicht gesehen.«

»Sie ist noch nicht wieder da?«

Wieder zuckte Sara die Schultern. Stephen trat hinter den Tresen und bückte sich zu einem der versteckten Regalböden hinunter, die die Gäste nicht sehen konnten. Er holte ein Wischtuch und eine Flasche mit Reiniger hervor und stellte beides vor Sara auf den Tresen, bevor er ihr die Zeitung abnahm und in den Mülleimer warf.

»Was soll denn das?«, fragte sie.

»Du wirst fürs Arbeiten bezahlt, nicht fürs Lesen. Wer Zeit zum Lesen hat, hat auch Zeit zum Putzen.« Er zeigte ihr ein selbstgefälliges Grinsen und ein Augenzwinkern. Dann ging er nach hinten und bedachte den Koch mit Beschimpfungen, die sich dank der zufallenden Tür zu einem unverständlichen Gemurmel senkten.

»Ein richtiger Charmebolzen«, meldete sich ein Gast am Ende der Bar. Lange saß er noch nicht da, aber lange genug, um sich einen Kaffee zu bestellen und das Verhalten des Schichtleiters nach seinem Toilettengang mitanzusehen. »Und das ist Ihr Boss?«

Sara nickte und schlenderte zu dem Fremden hinüber. Sie tat so, als würde sie den Tresen in seiner Nähe wischen müssen, nur um eine unbeteiligte Person zu haben, bei der sie ihrem Ärger Luft machen konnte. »Er ist ein Idiot.«

»Sieht ganz so aus.«

»Als wäre der Job nicht schon schlimm genug, sitzt der Typ mir in jeder Spätschicht im Nacken. Es würde mich nicht wundern, wenn Hayley einfach nach Hause verschwunden wäre.« Sara arbeitete mittlerweile etwas mehr als ein Jahr in dem Straßencafé und fand es hier von Anfang an nur schwer erträglich. Doch für sie war der Job ein Mittel zum Zweck. Er bot ihr ein sicheres Einkommen, was bedeutete, dass sie ihre Rechnungen bezahlen konnte, während sie weiter studieren ging. Aber so lange hatte sie nicht bleiben wollen. Seit ihrem ersten Tag hatte sie sich nach etwas anderem umsehen wollen, doch als sich nichts ergab – wenigstens nichts, das ihr solch flexible und zu ihrem Stundenplan passende

Arbeitszeiten bot –, war schon ein Jahr vergangen. Nun war sie in ihrem letzten Jahr an der Universität und hatte genug um die Ohren, auch ohne sich nach einer neuen Stelle umzusehen. Was war schon ein weiteres Jahr in diesem Job? Das erste war wie im Flug vergangen, und sie sagte sich immer wieder, dass es mit dem zweiten genauso sein würde.

»Wer ist Hayley?«

»Meine Kollegin. Sie muss hier irgendwo sein. Sie war nur kurz draußen, um den Müll zu entsorgen.« Sara bemerkte, dass die Tasse des Gastes leer war. »Noch Kaffee?«

»Bitte.«

Sie griff nach der Kaffeekanne, die hinter ihr stand, und schenkte dem Gast den zweiten Kaffee des Abends ein. Es war nicht ungewöhnlich, dass zu dieser späten Stunde kaum noch etwas im Café los war. Manchmal fragte sie sich, warum sie den Laden nicht einfach zu einer bestimmten Zeit schlossen. Auf der doppelspurigen Schnellstraße hinter dem Parkplatz war tagsüber jede Menge los, doch nachts ähnelte sie eher einer alten Landstraße, die wegen einer schnelleren Verbindung zu den umliegenden Gegenden in Vergessenheit geraten war. Sara stellte die Kaffeekanne ab.

»Möchten Sie nun etwas essen?«, fragte sie. Sie hatte den Mann schon einmal gefragt, als er sich an den Tresen gesetzt hatte. Er hatte gesagt, dass er zuerst einen Kaffee haben und die Karte sehen wollte. Wenn er etwas essen wollte, sollte er sich in der Zwischenzeit überlegt haben, was.

»Ein Käse-Omelett wäre großartig.«

»Kommt sofort.« Sara rief dem Koch die Bestellung durch die kleine Luke zu, durch die er später die zubereitete Mahlzeit nach vorn schieben würde, und wendete sich wieder ihrem einzigen Gast zu. Es war viel angenehmer, ihm Gesellschaft zu leisten, anstatt sauber zu machen, wie es ihr aufgetragen worden war. Außerdem sah er ziemlich gut aus: dunkles Haar, Dreitagebart, enge Klamotten, die seine schlanke, aber muskulöse Statur betonten. »Wo soll's denn hingehen?«, fragte Sara.

»Dort entlang.« Der Mann deutete die Straße hinunter, ohne sich umzudrehen.

»Dort entlang. Klar und unmissverständlich. Das gefällt mir.« Sie streckte ihm ihre Hand entgegen. »Ich bin Sara.«

»Ich weiß«, sagte er und schüttelte ihre Hand.

»Ach ja?«

Er deutete auf das Namensschild, das an ihrer hellrosafarbenen Bluse klemmte. Sie errötete und lachte beschämt.

»Tut mir leid. Das ist mir noch nie passiert.«

»Ist schon gut«, sagte er. »Mein Name ist Chris. Schön, Sie kennenzulernen.« Chris wechselte das Thema: »Arbeiten Sie gern hier? Ehrlich? Es scheint mir, der Job ist ein wenig unter Ihrer Würde.«

»Das stimmt, und um Ihre Frage zu beantworten: Nein, ich hasse es hier.« Sie warf einen Blick über ihre Schulter, um sicherzugehen, dass Stephen sie nicht belauschte, was er gern tat.

»Ist schon okay«, erklärte Chris mit einem Lächeln.
»Wir sind allein.«

»Gehört der Ihnen?« Sara nickte aus dem Fenster vorn hinaus zum Parkplatz, wo ein großer Lkw stand. Chris nickte. Sie hätte nicht einmal fragen müssen. Der Laster war das einzige Fahrzeug auf dem Parkplatz, und es gab hier keine Straße, die er zu Fuß hätte gehen können, wenigstens keine, wenn man nicht völlig lebensmüde war. »Sie sehen gar nicht wie ein Brummifahrer aus.«

»Ach nein?«

»Nein.«

»Wie sehen Brummifahrer denn üblicherweise aus?«, erkundigte er sich.

Sie zuckte die Schultern. »Fett.«

»Fett?«

Sie lachte. »Nun ja, sie sitzen den ganzen Tag lang nur hinter ihren Lenkrädern, stopfen sich in Schnellrestaurants wie diesem mit fettigem Essen voll und nehmen dabei zu.«

»Das heißt, sie achten nicht auf ihr Aussehen?«, fragte er mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Nun, einige tun es schon«, flirtete sie.

»Ich werde das als Kompliment auffassen.«

»Das können Sie auch.«

Die Tür nach hinten zur Küche öffnete sich, und Stephen steckte seinen Kopf heraus. »Ist sie wieder da?«, fragte er.

»Nein.«

Chris lehnte sich ein Stück zur Seite und blickte an

Sara vorbei zum Schichtleiter. Ein Ausdruck von Verachtung huschte ihm unbemerkt über das Gesicht.

»Ruf sie auf ihrem Handy an«, sagte Stephen.

»Sie ist im Dienst. Sie wird es nicht dabei haben«, entgegnete Sara.

Stephen lächelte sein schmierigstes Lächeln und sagte: »Ich bin kein Idiot. Ich weiß, dass ihr eure Handys in euren BHs tragt – ich hab's bei dir beobachtet. Finde einfach heraus, wo Hayley steckt, und sag ihr, dass sie umgehend in mein Büro kommen soll.«

»Entschuldigen Sie mal«, platzte Chris dazwischen, »aber Sara schenkt mir gerade Kaffee nach. Vielleicht sollten Sie selbst nach Ihren Angestellten sehen und nicht die einzige Bedienung auf die Suche schicken, wenn sie einen Gast versorgt? Es sei denn, Sie können auf meine Bestellungen verzichten. In dem Fall werde ich gern an dem nächsten Café ein paar Kilometer die Straße runter haltmachen.«

»Es tut mir leid, Sir, ich dachte Sie wären schon versorgt und ...«

»Sir? Sehe ich vielleicht wie ein Sir aus? Das ist ganz schön gönnerhaft.«

»Nein, so meinte ich es nicht ...«

»Nein? Ich sehe also nicht wie ein Sir aus? Wie sehe ich Ihrer Meinung nach aus? Wie ein Idiot?«

Stephen errötete. »Es ... Es tut mir wirklich leid.« Er wendete sich Sara zu und sagte: »Würdest du Hayley bitte zu mir ins Büro schicken, sobald sie wieder da ist? Danke schön, Sara.« Dann verschwand er wieder durch die Küche in sein Büro.

Sara konnte nicht umhin, laut zu lachen, als die Tür hinter ihm zufiel. »O mein Gott!«, schwärmte sie. »Haben Sie sein Gesicht gesehen? Das war wirklich großartig! Vielen Dank.«

»Ihr Boss ist ein ziemlicher Blödmann.«

»Das können Sie laut sagen. Aber was will man machen? Trotzdem, sein Gesicht? Einfach großartig. Ich wünschte nur, Hayley wäre dabei gewesen. Sie hätte es geliebt.«

Das Lächeln verschwand aus Chris' Gesicht. »Soll ich ihn kaltmachen?«

»Wie bitte?«

»Ihren Boss. Soll ich ihn kaltmachen?«

Sara lachte. »Kommt drauf an, ob Sie ihn wirklich leiden lassen können.«

»Ich bin mir sicher, dass ich es kann. Vielleicht fessele ich ihn an einen Stuhl und ziehe ihm die Haut vom Schädel, bevor ich ihn in die kochend heiße Fritteuse stoße.«

Sara lachte schockiert. »Lesen Sie auf Ihren Fahrten viele Horrorromane?«, fragte sie.

»Eigentlich nicht.« Er nippte lächelnd an seinem Kaffee.

Hinter Sara ertönte eine Klingel, die ihr verkündete, dass das Omelett fertig war. Sie drehte sich um, nahm es aus der Luke und stellte es vor ihrem wartenden Gast auf den Tresen. Er griff nach der Schale mit Essbesteck, die neben dem Salz- und Pfefferstreuer stand, und nahm sich eine Gabel und ein Messer heraus. Sara lehnte sich über den Tresen, sah ihm beim Essen zu und versuchte,

ihn in ein Gespräch zu verwickeln. »Sie wissen schon, dass ich die Fritteuse nun nicht mehr mit den gleichen Augen sehen werde.«

»Tut mir leid.«

»Wie würden Sie seinen Leichnam entsorgen? Sie können ihn ja schlecht hierlassen.«

»Vielleicht würde ich ihn in Stücke schneiden und in ein paar Müllbeutel stecken, damit er mit dem Rest vom Abfall in die große Tonne wandert.«

»Mir tut Hayley jetzt schon leid«, lachte Sara. »Schließlich muss sie immer den Müll raustragen.« Sie blickte zur Tür und dann zum Fenster hinaus. »Ich frage mich, wo sie steckt. Eigentlich braucht sie nie so lange.«

Das letzte Mal, als Hayley länger weg war, um den Müll hinauszubringen, war einer der Beutel aufgerissen, als sie ihn in den Container schmeißen wollte. Überall lagen faulige Essensreste herum, aus denen schon die Maden krochen. Sara war nach draußen gegangen, um nach ihr zu sehen, und hatte sie auf dem Boden hockend vorgefunden, wo sie laut würgend die Reste mit der Hand einsammelte. Sara überlegte nachzusehen, ob Hayley sich wieder in solch einer misslichen Lage befand.

»Vielleicht ist sie entführt worden«, sagte Chris.

»Ich schätze, dass sie einfach genug von diesem Scheißjob hatte und nach Hause gegangen ist!«

Chris schnitt ein Stück Ei aus seinem Omelett, schob es sich in den Mund und seufzte laut. »Das ist ein verdammt gutes Omelett«, sagte er. »Ernsthaft. Hab schon lange kein so gutes Omelett mehr gehabt.«

Sara lachte. »Es ist nur ein Omelett. Eier, eine Prise Salz, ein Hauch Pfeffer, ein bisschen Milch ... Sie schmecken doch alle gleich, oder nicht?«

»Nein. Das ... Das ist ein besonderes Omelett.« Er aß noch einen Bissen. »Wollen Sie mir etwa weismachen, dass Sie hier die ganze Zeit arbeiten, ohne es versucht zu haben?«

»Normalerweise bringe ich mir meine eigenen Sandwiches mit«, sagte sie.

»Sie sollten es wenigstens ein Mal im Leben probieren. Das sollte jeder.«

»Ich verlasse mich auf Ihr Urteil. Ich mag Eier nicht so gern.«

»Na, kommen Sie. Stellen Sie sich nicht so an.« Er schnitt ein kleines Stück ab, stieß seine Gabel hinein und hielt es Sara unter die Nase. »Versuchen Sie's.« Als sie sich nicht rührte, versuchte er es noch einmal: »Bitte! Für mich? Ich verspreche, ich habe keine ansteckenden Krankheiten. Sie können auch Ihre eigene Gabel benutzen, wenn's Ihnen lieber ist.«

Sara rollte die Augen, lehnte sich vor und nahm den Happen in den Mund. »Es schmeckt wie 'n Ei«, sagte sie, kaute ein paarmal und schluckte das Stück herunter.

»Ja, aber es ist ein fantastisches Ei. Sie können nicht leugnen, dass es großartig schmeckt.«

»Wie ein Ei.«

»Ich sage Ihnen, dies ist das beste Ei aus Freilandhaltung, das man für Geld kaufen kann.«

Sara lachte: »Das bezweifle ich. Das meiste Zeug, das wir servieren, sind Eigenmarken aus dem Discounter.«

Chris ließ sich seinen späten Imbiss weiter schmecken. »Ich würde dem Koch gern ein Kompliment aussprechen. Würden Sie ihn bitte herholen?«

Sara lachte wieder – doch dieses Mal unsicher. Sie wusste nicht so recht, ob ihr Gast sich einen Spaß mit ihr erlaubte oder nicht. »Sie wollen mich verarschen, stimmt's?«

»Nein. Das war ein verdammt gutes Omelett.«

Sie schüttelte den Kopf. »Hat Ihnen schon einmal jemand gesagt, dass Sie ein komischer Kauz sind?«

Er lächelte. »Keine lebende Seele.«

»Nun, Sie sind ein komischer Kauz.«

Chris schüttelte den Kopf. »Jammerschade.«

Sara runzelte die Stirn und fragte verdutzt: »Wollen Sie wirklich, dass ich den Koch herhole?«

Chris nickte. »Das wäre nett.«

»Na meinetwegen.« Sie lächelte und atmete tief ein. »Ich bin mir sicher, dass dies eine Premiere ist.« Sie ging nach hinten und schüttelte bei jedem Schritt, den sie machte, den Kopf.

Chris hüpfte von seinem Hocker und eilte zur Eingangstür des Cafés. Er drehte das Geöffnet-Schild um und verriegelte die Tür, bevor er an seinen Platz zurückkehrte.

»Nein, es ist kein Witz«, sagte Sara, als sie mit dem Koch aus der Küche kam. Sara stellte Chris den Koch vor. »Das ist Stuart. Er arbeitet schon genauso lange wie ich in diesem Laden, wenn nicht sogar länger.« Dann deutete sie auf ihren Gast. »Und das ist Chris. Er isst hier seit knapp 20 Minuten.«

Chris streckte seine Hand aus. »Ich muss sagen, das Omelett war wirklich ausgezeichnet. Ehrlich, es war vielleicht das beste, das ich je gegessen habe. Sie haben sich selbst übertroffen.«

»Es war nur ein Scheißomelett.« Stuart lachte und schüttelte Chris' Hand. Chris packte zu und hielt Stuarts Hand fest wie ein Schraubstock. »Was zum Teufel soll denn das?« Stuart versuchte sich loszureißen, schaffte es aber nicht. Chris schob seine andere Hand nach vorn und ramnte seine Eiergabel direkt in Stuarts Auge. Er drehte sie immer wieder herum, als würde er Spaghetti um seine Gabel wickeln wollen. Das Auge drehte sich im Kreis und schlüpfte heraus. Eine klare Flüssigkeit tropfte am Gesicht des kreischenden Mannes herunter.

Chris ließ die Gabel los, sodass sie aus dem zerstörten Auge des Kochs ragte, und nahm das Messer, mit dem er vorhin noch sein Omelett in Stücke geschnitten hatte. Sara schrie genauso laut wie Stuart, doch Stuarts Schrei verstummte jäh, als Chris ihm die Kehle von einem Ohr zum anderen aufschlitzte und sowohl sich selbst als auch den Tresen mit einer klebrigen weinroten Fontäne besudelte. Stuart stolperte und stieß sich an einem Barhocker, während er wild und hoffnungslos um sich schlug. Blut auf dem Tresen. Blut auf dem Boden. Blut auf Chris, der sein Werk voller Entzücken betrachtete. Blut auf Sara, die immer noch kreischte. Panisch versuchte sie zu fliehen. Sie drängte sich an dem Koch vorbei, der seine Hände fest um den Schnitt in seinem Hals legte, um den Blutstrom zu stoppen. Doch dafür war es zu spät. Er sackte auf den gefliesten Boden des

Cafés, wo das letzte Quäntchen Blut aus seiner klaffenden Kehle spritzte.

Sara hastete weiter zur Tür.

In aller Seelenruhe nahm Chris seinen fast leeren Teller und warf ihn wie eine Frisbeescheibe in Saras Richtung. Er segelte durch die Luft und jagte hinter ihr her, bis er mit voller Wucht an ihren Hinterkopf schlug und sie zu Boden schickte. Der Teller selbst zersprang in mehrere Teile. Chris stand auf und lockerte seine Halsmuskulatur, bevor er sich der benommenen Kellnerin näherte. Dabei machte er einen großen Schritt über den Leichnam des Kochs. Er beugte sich hinunter und packte Saras Haare, an denen er sie zurück zum Tresen zerrte.

Die Tür zur Küche flog auf. Stephen kam heraus, um zu sehen, wer solch einen Lärm veranstaltete. »Was zur Hölle ist hier los?«, fragte er. Sofort fanden seine Augen den zuckenden Körper des Kochs, bevor er seinen Kopf hob und den Gast und die wie tot daliegende Sara erblickte. Er schrie laut auf, wirbelte herum und stürzte zurück in die Küche, hin zum Notausgang. Chris ließ Saras Haar los und setzte ihm nach. Schnell hatte er ihn eingeholt.

Stephen, der spürte, dass der Mann hinter ihm war, drehte sich um. Seine Augen waren voller Angst, genau wie seine zitternde Stimme. »Was wollen Sie? Geld? Wollen Sie Geld? Nehmen Sie es! Nehmen Sie alles, was in der Kasse ist!«

»Ich will Ihr Geld nicht«, sagte Chris. Er schüttelte den Kopf, gekränkt, dass der Schichtleiter ihn für einen

gewöhnlichen Kriminellen hielt. »Was ist nur los mit Ihnen und Ihrer Menschenkenntnis? Zuerst nennen Sie mich ›Sir‹, und nun glauben Sie, ich sei ein Dieb.«

»Es tut mir leid, okay? Ich wollte Sie nicht beleidigen, ehrlich! Ich bitte Sie, mein Freund, was immer Sie auch wollen ... Ich werde Ihnen helfen, okay? Was wollen Sie?«

Chris lächelte. »Ich will Sie töten.«

»Aber warum?« Stephen begann zu weinen. Ein dunkler Fleck breitete sich im Schritt seiner Hose aus. »Was habe ich Ihnen getan? Bitte! Ich habe Familie.« Er sah, wie Chris sich eine Pfanne von der Küchenzeile nahm. »Warum tun Sie das?«

»Warum muss hinter allem ein Grund stecken? Das ärgert mich wirklich. Die Leute machen es wegen ihrer schlechten Erziehung, wegen einer Beziehung, die in die Brüche gegangen ist, oder weil sie glauben, dass es ihre Aufgabe ist, eine Mission, auf die sie der Herrgott persönlich geschickt hat. Das ist alles dummes Zeug! Manchmal machen die Leute solche Sachen nur, weil ihnen danach ist, verstehen Sie? Ich habe keinen Grund, außer dass es mir einfach ein Bedürfnis ist.«

Ohne ein weiteres Wort schwang Chris die Pfanne, als wäre sie ein Baseballschläger. Sie traf Stephens Gesicht, und Stephen sank wie ein Sack Kartoffeln bewusstlos zu Boden.

Sara saß auf dem Boden, ihr Rücken lehnte an der Küchenzeile aus Edelstahl. Ihre Hände waren mit Isolierband gefesselt, ihr Mund geknebelt und auch mit dem Gewebeklebeband verklebt, das Chris aus seinem Laster geholt hatte, bevor er das Licht vorn im Café abschaltete, um sicherzugehen, dass sie ungestört waren. Tränen liefen Sara, die ihre Emotionen kaum zügeln konnte, in Strömen an den Wangen herab.

Chris fühlte sich deswegen wirklich schlecht, aber ihm blieb keine andere Wahl als das zu tun, was er zu tun beabsichtigte. Wenn er sie verschonte, würde sie die Polizei verständigen, und sein Spiel wäre vorbei, bevor es so richtig begonnen hatte. Und außerdem war es ganz allein ihre Schuld. Sie hatte Ja gesagt, als er sie fragte, ob er den Manager umbringen sollte. Wäre ihre Antwort Nein gewesen, hätte er sein Omelett aufgegessen und sich wieder auf seinen Weg gemacht, ohne auch nur einem von ihnen ein Haar zu krümmen.

Aber das war nun unmöglich. Wenn man eine Mordserie begann – und das war wirklich wichtig –, dann konnte man nicht jemanden töten und andere ungeschoren lassen, die der Welt davon berichteten. So funktionierte es einfach nicht. Wenn man einen

kaltmachte, dann musste man alle kaltmachen, und genau das würde Chris tun. Doch während er Saras Hand- und Fußgelenke aneinanderfesselte, nahm er sich vor, ihr einen schnellen Tod zu gewähren. Stephen dagegen, den Chris auf der rostfreien Arbeitsfläche, auf der das Essen angerichtet wurde, mit Klebeband fixiert hatte, würde nicht so einfach davonkommen.

Chris schlug Stephen ins Gesicht. Er war schon seit mehr als 20 Minuten ohne Bewusstsein. Mit jedem Schlag stöhnte der Manager, der langsam wieder zu sich kam, ein wenig mehr. Chris mochte sich gar nicht vorstellen, wie dem Mann der Kopf wehtun musste. Andererseits würde ein Brummschädel schon bald die kleinste seiner Sorgen sein.

»Aufwachen, aufwachen! Na, kommen Sie schon. Wir haben nicht die ganze Nacht. Es gibt keinen Grund, eine Affäre daraus zu machen.«

Als Stephen begriff, wo er war, riss er panisch die Augen weit auf. Genau wie bei Sara klebte auch über seinem Mund ein breiter Streifen aus silberfarbenem Isolierband. Chris lächelte, als er sah, dass Stephen wieder bei Bewusstsein war. »Schön, dass Sie endlich aufwachen«, sagte er und hielt das schärfste Küchenmesser, das er finden konnte, in die Höhe. »Wir haben eine Menge zu erledigen, bevor die Sonne aufgeht.« Mit seiner freien Hand packte er Stephens Kinn und hielt es so fest, dass der Manager seinen Kopf nicht abwenden konnte und mit ansehen musste, was er geplant hatte. »Ich habe Ihre Kollegin vorhin gefragt, ob ich Sie kaltmachen soll ...« Unter ihren Knebeln protestierten Sara

und Stephen laut stöhnend und winselnd. »Sie hat Ja gesagt, und so, wie Sie mit ihr gesprochen haben, muss ich gestehen, dass ich es ihr nicht verdenken kann. Für das, was jetzt geschieht, ist nur eine einzige Person verantwortlich – und das sind Sie selbst. Wenn Sie Ihren Mitmenschen mit dem Respekt begegnen würden, den sie verdienen, und wenn Sie nicht solch ein verfuckter Idiot wären, dann würden sie Ihnen nicht die Pest an den Hals wünschen. Vielleicht hätte Sara dann gesagt: ›Nein, er ist okay‹, und ich hätte mein Omelett aufgegessen, das übrigens ganz hervorragend war, und wäre weitergezogen. Aber nein, Sie mussten sich wie ein Arschloch benehmen, und nun sind wir hier.«

Das Stöhnen und das Winseln, das Stephen von sich gab, klang immer mehr nach einer Bitte um Entschuldigung, doch das rührte Chris kein bisschen. Er hörte nicht einmal hin. Er konzentrierte sich einzig und allein auf das, was getan werden musste.

»Wie es scheint, haben Sie nicht den richtigen Riecher für ein Geschäft wie dieses. Und daraus schließe ich, dass Sie das hier nicht mehr brauchen ...« Chris stupste Stephens Nasenspitze mit der Klinge des Messers. Der Manager zuckte zusammen. »Ich finde, das ist eine gute Stelle, um anzufangen.« Chris zwinkerte dem Manager zu und legte die gezackte Seite der Klinge an dessen Nase, sodass die Spitze des Messers nach oben zu seiner Stirn zeigte. Stephen versuchte, seinen Kopf zur Seite zu drehen, weg von der Klinge, doch Chris hielt ihn in seinem kräftigen Griff fest. »Es könnte etwas wehtun«, warnte Chris.

Ohne zu zögern und ohne weitere Warnung schob Chris das Messer hoch und runter und sägte mit der Klinge durch Stephens Nase. Stephen kreischte durch den Knebel in seinem Mund. Auch Sara schrie laut auf, obwohl es ihr vergönnt war, den Blick abwenden zu können. Chris hielt erst wieder inne, als die Nase des Managers in einem bluttriefenden Stück aus seinem Gesicht und zu Boden fiel. Dann bewegte er das Messer weiter zu Stephens Ohr.

»Offensichtlich«, sagte er, während er das Messer zwischen Ohr und Schädel anlegte, »hören Sie Ihren Mitmenschen nicht zu. Also ist es kein Problem, wenn ich Ihnen diese hier wegnehme!« Wieder schnippelte er ohne weitere Warnung los und trennte das Ohr mit kräftigen, ruckartigen Bewegungen von Stephens Kopf. Die scharfen Zacken der Klinge glitten mühelos durch das Fleisch und schnitten durch die Verbindungsstelle von Ohr und Schädel. Stephen und Sara schrien wie am Spieß durch ihre Knebel, und die Tränen rannen ihnen in Strömen über die Wangen. Seine Tränen waren Tränen des Schmerzes, ihre waren Tränen der puren Angst.

Gleich nachdem das erste Ohr wie Fleischabfall zu Boden gefallen war, machte sich Chris daran, auch das zweite abzutrennen. Mit jedem Schnitt wurde sein Grinsen breiter und seine Augen dunkler. Er hielt das Messer für Stephen sichtbar in die Höhe. »Es wird Sie freuen zu hören, dass wir fertig sind und ...« Schlagartig hielt er inne. »Können Sie mich überhaupt noch hören?« Die nächsten Worte formte er mit seinen Lippen: »Das

Messer brauchen wir nicht mehr!«, und dann lachte er, als er das Messer lässig über seine Schulter warf. Es landete irgendwo hinter ihm mit einem lauten Poltern auf dem Boden.

Chris wendete sich von seinem Projekt ab und durchwühlte die Schubladen. »Aha!«, rief er und holte eine Schere hervor. »Die werden wir nun brauchen!« Er drehte sich wieder zu Stephen um. Der Schichtleiter schüttelte seinen Kopf hin und her und flehte Chris mit dumpfer Stimme an, ihn doch in Ruhe zu lassen. Aus jeder seiner Wunden strömte das Blut. »Augenscheinlich übersehen Sie als Manager so einiges. Vieles bleibt einfach unbemerkt. Nun, das hier sollte Abhilfe schaffen.«

Der Sadist zog die Lider von Stephens Augen – er fing mit dem linken an – mit einer Hand hoch und benutzte die andere, um die scharfen Klingen der Schere um den Hautlappen zu legen. Stephen rührte sich nicht. Er traute sich nicht, weil die Schere so nahe an seinem Gesicht war. Er verharrte in einer Schockstarre und kreischte in seinen Knebel.

Sara sah immer noch nicht hin. Sie hatte ihre Augen fest zusammengekniffen und ihren Kopf vom Geschehen abgewendet. Vielleicht würde er sie gehen lassen, wenn sie nichts von alledem sah. Sie wünschte, ihre Hände wären nicht gefesselt, damit sie sich die Ohren zuhalten könnte und nicht mit anhören müsste, was gerade erklang: das ekeleregende Geräusch von reißender Haut und berstendem Fleisch.

Schnipp.

Stephen schrie immer lauter.

Chris lachte.

Schnapp.

Stephen schrie noch einmal, als Chris ihm auch das zweite Augenlid abschnitt. Blut tropfte in seine Augen, was ihm nicht nur stechende Schmerzen bereitete, sondern auch jede Sicht nahm. Nun, da die Lider weg waren und Stephen seine Augen nicht mehr schließen konnte, wendete sich Chris den Augäpfeln zu. Mit geübter Hand benutzte er die Schere, um der obersten Schicht eines jeden Auges einen kleinen Schnitt zuzufügen. Stephen kreischte immer schriller, als Chris die Schere über seine Schulter warf. Er riss das Klebeband von Stephens Mund und ließ ihn in voller Lautstärke gegen seine Schmerzen anschreien. Dann wendete er sich wieder den Küchenschubladen zu und suchte nach neuen Werkzeugen.

»Bitte aufhören«, winselte der Manager zwischen schmerzerfüllten Schluchzern. Er stammelte die Worte nur, und sie waren im Vergleich zu dem Geschrei, das er veranstaltet hatte, kaum zu hören. Und weil er nun so leise war, nahm Chris an, dass dieses erbärmliche Stück Scheiße gar nicht wollte, dass er aufhörte.

»Und da wir gerade von Ihren Führungsqualitäten sprechen ... Ich denke, es ist nur fair zu sagen, dass Sie über keinen professionellen Umgangston verfügen, und zwar nicht nur Ihren Angestellten gegenüber, sondern auch den Gästen. Diese Unterhaltung, die wir vorhin hatten? Oberpeinlich. Sie sind eine Schande für dieses Unternehmen. Ich gehe jede Wette ein, dass Sie diesen

Job nur aus einem einzigen Grund bekommen haben: Niemand sonst wollte ihn. Wer will schon eine Stelle ohne Aufstiegschancen, und dann auch noch während der Nacht? Nein, sie brauchten jemanden, der keine Freunde hat und kein nennenswertes Leben führt, irgendeinen bemitleidenswerten Trottel, dem es nichts ausmacht, sich hier die ödesten aller Stunden um die Ohren zu schlagen. Deswegen ist man an einem unbedarften Einfaltspinsel wie Ihnen hängen geblieben. Und trotzdem: Das ist keine Entschuldigung, so mit Ihren Mitmenschen zu sprechen ... Oh, da ist er ja!«

Chris beendete seine Suche und drehte sich wieder zu Stephen um. In der Hand hielt er einen Fleischhammer, der eigentlich benutzt wurde, um Schweineschnitzel zart zu klopfen. Stephen heulte ohne Unterlass. Sein Gesicht war mit einer breiigen Masse aus Blut, Tränen und Augenschleim überzogen. Aus allen Wunden strömte das Blut, und auf dem Boden lagen seine Augenlider, seine Ohren und seine Nase in roten Lachen. Chris trat mit ein paar schnellen Schritten und dem hoch über seinen Kopf erhobenen Fleischhammer an Stephen heran und schlug damit krachend auf dessen Mund ein. Ein lautes Knacken zerriss die Luft, als Stephens Zähne in einem blutigen Gemenge aus Rot und Weiß aus dem zertrümmerten Zahnfleisch brachen.

Doch das genügte Chris nicht. Immer und immer wieder hob er den Hammer und drosch damit auf den Kopf des Schichtleiters ein, bis dessen Körper nicht einmal mehr zuckte. Erst dann ließ er den Fleischhammer zu Boden fallen und wischte sich den Schweiß

von der Stirn. Der Manager war tot. Sein Kopf – sein Gesicht – war durch die Wucht der Schläge von innen nach außen gekehrt worden, und Stephen sah nicht mehr aus wie ein menschliches Wesen.

Chris drehte sich langsam zu Sara um, die noch immer ihre Augen fest verschlossen hatte. »Bitte sehr«, sagte er zu ihr. »Es ist getan. Genau wie ich es versprochen hatte.«

Sara weigerte sich hinzusehen. Sie hatte alles mit angehört, und das war schon schlimm genug gewesen. Brechende, berstende und splitternde Knochen – diesen Anblick brauchte sie nicht.

»Tut mir wirklich leid, dass ich das tun muss«, sagte Chris mit einem Hauch von Aufrichtigkeit in seiner Stimme. »Ich mag Sie wirklich. Vielleicht nicht ganz so sehr wie das Omelett, aber ja ... Sie sind ein nettes Mädchen. Das kann ich sehen.« Er lief zu ihr hinüber und drehte ihren Kopf gewaltsam zu sich herum, damit sie ihn ansah. Es ärgerte ihn, dass sie ihm den Blickkontakt verweigerte, den er verdiente, während er zu ihr sprach. Es war ein Zeichen von schlechten Manieren. »Schauen Sie mich an!«, befahl er ihr. Langsam öffnete sie die Augen. Darin spiegelte sich pure Angst wider, was kein Wunder war. »Sie sind wirklich hübsch«, sagte er und zog ihr das Klebeband vom Mund, was ihr die unerwartete Gelegenheit gab, zu ihm zu sprechen.

»Bitte tun Sie mir nicht weh«, flehte sie.

»Das will ich nicht«, versicherte er ihr. »Ehrlich, ich will es nicht. Aber ich muss. Ich kann Sie schlecht verschonen, stimmt's? Sie werden jedem erzählen, was ich getan habe.«

»Das werde ich nicht. Versprochen.«

»Doch, das werden Sie. Und ich mache Ihnen deshalb keinen Vorwurf. Es liegt in der Natur des Menschen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich jemandem anvertrauen, was geschehen ist.«

»Kein Wort. Ich verspreche es.«

»Ehrlich, ich wünschte, ich könnte Ihnen glauben.«

»Das können Sie.«

»Kann ich nicht.«

»Ich würde alles tun ...«

Chris zögerte einen Moment lang, als würde er wirklich überlegen, ob er ihr glauben konnte oder nicht. »Warten Sie hier«, sagte er. Er wendete sich ab und ließ seinen Blick über den blutüberströmten Küchenboden wandern. »Wo bist du nur?«, sagte er zu sich selbst. »Aha!« Er ging hinüber zu Stephens Leiche und hob die Schere auf, die er vorhin weggeworfen hatte. Mit der Schere in der Hand drehte er sich wieder zu der angst-erfüllten Kellnerin um. »Wollen Sie leben?«

Sie nickte und brach erneut in Tränen aus.

»Hören Sie auf zu heulen. Ich werde Ihnen nicht wehtun. Wir unterhalten uns doch nur. Tut es etwa weh, sich mit einem anderen Menschen zu unterhalten? Nein. Ich glaube, nicht. Also hören Sie auf, so albern zu sein.«

»Ich habe Angst.«

»Dazu gibt es jetzt keinen Grund mehr. Sie werden mir einfach zeigen, dass ich Ihnen vertrauen kann, und dann werde ich mich wieder auf den Weg machen. Auch wenn es mir wirklich leidtut, bezweifle ich, dass wir uns noch einmal begegnen werden.«

»Was muss ich tun?«, fragte sie angesichts des schwachen Lichtes am Ende ihres finsternen Tunnels.

»Ich kann es nicht riskieren, dass Sie jemandem von mir erzählen. Also werden Sie mir beweisen müssen, dass Sie es nicht tun werden, indem Sie sich die Zunge herausschneiden.«

»Was?«

»Haben Sie mich nicht gehört oder haben Sie mich nicht verstanden? Ich würde Ihre Verwirrung verstehen, wenn meine Anweisung nicht zu Ihnen durchgedrungen wäre, aber was ihre Bedeutung angeht, so finde ich, könnte sie nicht deutlicher sein. Ich will, dass Sie sich Ihre Zunge herausschneiden. Und dann ...« Chris blickte hinüber zu der Fritteuse, die am anderen Ende des Raumes stand und an einer Steckdose in der Wand hing. Er ging hinüber und drückte auf den Einschaltknopf, der rot aufleuchtete, was bedeutete, dass das Fett noch zu kalt war, um darin Speisen zuzubereiten. Er blickte mit einem Lächeln auf den Lippen zu Sara. »Nachdem Sie sich die Zunge herausgeschnitten haben, werden wir sie frittieren.«

»Warum tun Sie das?«, fragte sie.

Chris schüttelte den Kopf und lief zu ihr zurück. »Sie haben mich dazu gebracht. Ich mache nur, worum Sie mich gebeten haben. Hätten Sie mir gesagt, dass ich ihn in Ruhe lassen soll, wäre ich einfach gegangen, und das wäre das Ende der Geschichte gewesen. Aber Sie wollten, dass ich ihn kaltmache, und da ich nun mal ein guter Samariter bin, habe ich mich entschlossen, Ihnen zu helfen.«



www.mattshawpublications.co.uk

MATT SHAW ist verrückt – verrückt nach Extreme Horror. Er hat in Eigenregie schon Dutzende solcher Titel veröffentlicht. Seine ständig wachsende Fangemeinde vergleicht sie mit Werken von Richard Laymon und Edward Lee, aber auch mit denen von Stephen King – nun, zumindest sind sie sehr brutal und krank, möglicherweise sogar genial ... Matt ist ein großer Bewunderer von Roald Dahl (er hat sich ein Tattoo des Schriftstellers auf den Arm stechen lassen) und quatscht ständig über Filme. Er lebt mit seiner Frau Marie in Southampton, England.

Matt Shaw bei FESTA:

*Perverse Schweine / Porno / Monster /
Boys' Night (mit Wrath James White) /
Oktopus / Splatter Punk /
Was ist dein Preis? / Bitte nicht lesen!*